Zeitschrift: Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht

Herausgeber: E. Looser

Band: - (1847)

Heft: 12

Artikel: Erzählungen aus Brügger's, eines Berner Oberländer Auswanderers, Leben und Schicksalen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-327249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

änderte schnell die Farbe. — Da fiel der Mörder auf die Knie und bekannte die Mordthat; wie er sie mit dem Kissen erstickt und ihr die Gurgel zugedrückt habe. Hierauf bat er um Gnade. Solches Alles sahen nicht allein diejenigen, welche zur Leiche geordnet waren, sondern es sah dieses Männiglich, der zugegen war. Hernach ward der Mörder nach Verdienen gerichtet und aufs Rad geflochten. Er starb mit großer Reue und Andacht; die Frau aber wurde wieder begraben. Hieraus mag Männiglich erkennen, daß der allmächtige, ewige und barmherzige Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft läßt.

Erzählungen aus Brügger's, eines Berner Oberländer Auswanderers, Leben und Schicksalen.

(Mitgetheilt von Herrn S..... in L.....)

„Es war im Jahr 1837," erzählte uns anläßlich Herr S..... in L....., „als ich von einem gewissen Brügger aus dem Berner Oberlande viel Interessantes hörte, der nach langer Abwesenheit vor Kurzem aus Brasilien, wo er sein Glück gemacht, zurückgekehrt sein und sich auf dem Binsenhof, einer Badewirthschaft bei Aarau, niedergelassen haben soll. Auf einer Reise durchs Aargau suchte ich bald darauf seine Bekanntschaft zu machen. Ich begab mich zu dem Ende nach seinem schönen Sitz. Daselbst angelangt, erblickte ich auf dem wohlbestellten Felde einen einfach, doch anständig gekleideten Mann, ein Knäblein an der Hand führend und hinter einem Pfluge hergehend. Ich hielt ihn für Herrn Brügger und täuschte mich nicht; denn kaum hatte ich seine stattliche Wohnung betreten, so kam er auch herbei, setzte sich zu mir an den Tisch und ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, woraus ich gleich vernahm, daß er damals vor 17 Jahren nach Brasilien ausgewandert und seit zwei Jahren hier seßhaft sei. Ich ward neugierig über sein ganzes Schicksal und er kam meiner Neugierde aufs höflichste zuvor. Zuerst machte er mich mit seiner Jugendgeschichte bekannt.

„Ich war," hob er an, „der einzige Sohn ziemlich unbemittelter Eltern. Im sechsten Jahre hatte ich das Unglück, die Mutter, und zwei Jahre später auch den Vater, durch den Tod zu verlieren. Da nahm sich die Orts-Vormundschaftsbehörde meiner an. Ich erhielt einen Vogt aus meiner Verwandtschaft. Er nahm mich auf einige Tage zu sich. Dann führte er mich einst auf das Gemeindehaus. Hier waren viele Leute versammelt, worunter auch Waisen und Arme wie ich. Ich merkte gleich, um was es sich handelte: ich sollte verdungen werden. „Wer will den Christen nehmen?" hieß es. „Ich," brummte ein Nachbar, „wenn ihr mir g'nug zahlet!" — „Ich auch!" schrie wieder ein anderer. „Und du Michel," redete man meinen Vogt an, „hättest du nicht auch Lust?" — „Es kommt darauf an!" antwortete er. Jetzt ging's an ein förmliches Markten. Achtzehn Batzen wöchentliches Kostgeld verlangte Einer. Ein Anderer forderte nur 16 Bz. „Um so viel will ich ihn auch nehmen," sagte der Erste wieder. „Und ich um 14 Batzen," fiel der Zweite ein. Mein Vogt that kein Angebot, sondern bemerkte nur im Allgemeinen, so wohlfeil könnte er mich nicht nehmen. Das schmerzte mich, denn am liebsten wär' ich doch noch beim Vogt geblieben, obschon mir bis dahin bei ihm nicht auf Rosen gebettet worden. Endlich ward das Kostgeld bis auf 12 Batzen herabgedrückt. Der Nachbar Benz erbot sich, mich um diesen Preis zu nehmen. Die Vormundschaftsbehörde fand zwar, daß ich bei jedem Andern besser aufgehoben wäre, aber man müsse sich nach der Decke strecken und vor allen Dingen schauen, wie man am wohlfeilsten davon komme. Auch der Vogt meinte, das kleine „Vermögeli" gestatte kein großes Tischgeld. Kurz, es ward beschlossen, mich dem Benz zu übergeben. Das war mir nicht recht; ich kannte ihn als einen rohen, filzigen Mann; doch — ich mußte mich fügen. — Das harte Loos, solchergestalt an die Mindestfordern-

den gleichsam verschachert zu werden, traf Andere noch empfindlicher. Ich sah arme Kinder um wenige Batzen an Leute verdungen zu werden, die selbst weder etwas zu beißen noch zu brechen hatten und bei denen sie sonst in keiner Beziehung versorgt waren. Es ist mir, als höre ich noch jetzt das Schmerzgeschrei, welches die unglücklichen Mütter ausstießen, wenn sie nothgedrungen so die lieben Ihrigen preisgeben mußten. Und wie sich die armen Kleinen so ungerne aus den Armen derer reißen ließen, an die sie durch die natürlichsten Bande sonst geknüpft waren! O wie traurig ist oft das Loos der Armen und Waisen! —

Ich kam also zu Benz. Bevor wir das Gemeindehaus verließen, mußte er der Behörde versprechen, mich gehörig zu verpflegen, zur Arbeit und zum Gebet, zur Kirche und Schule anzuhalten, und ich mußte Gehorsam und alles Gute versprechen. Wie sehr wir beide unsere Versprechungen gehalten, zeigte die Zukunft bald.

Benz war wirklich ein roher, filziger Mann, wofür ich ihn, wie gesagt, bereits schon vorher erkannt. Er besaß ein ziemlich großes Heimwesen und hielt sich stets einen Knecht und eine Magd. Doch kein Dienstbote konnte es lange bei ihm aushalten; es fand ein beständiger Wechsel Statt. Natürlich; denn seine Behandlnng war hart und in jeder Beziehung abstoßend. Noch unausstehlicher war das Wesen und Benehmen seiner Frau. Sie war eine wahre Xantippe und wo möglich noch roher und geiziger als der Mann. Kinder hatten sie keine. Dieser Umstand mußte zum Schein dienen, als hätte er mich, „den armen, verlassenen Waisling, aus Barmherzigkeit so wohlfeil, gleichsam an Kindesstatt, angenommen." — Wie väterlich und mütterlich aber sich diese meine sogenannten Pflegeeltern an mir erwiesen, zeigte sich bald. Schon mein erster Empfang zeugt davon. Als ich mit Benz — ich erinnere mich noch gut, mit schwerem Herzen — das Haus betrat, sagte er zu seiner Gattin: „Da, Christine, bring ich einen neuen Kostgänger!" — „Ja, einen jungen Fresser!" kreischte jene entgegen. „Je nun," fiel Benz beschwichtigend ein, „es wird mir dafür bezahlt, auch muß er mir schon dafür arbeiten!" — „So ein käshoher Krüppel wird recht arbeiten!" erscholl es wieder aus dem Munde der Meisterin. Ich kann nicht sagen, wie mir das Wort „Krüppel" durch die Seele drang und wie sehr ich jetzt, vielleicht zum erstenmal, meine unglückliche Lage empfand. Bis dahin hatte ich den Verlurst meiner Eltern noch nie recht gefühlt; ich war vielleicht zu jung und zu flüchtig dazu; aber jetzt, und noch mehr später, fühlte ich es tief genug, was es heißt, verwaist und arm, verlassen und hülflos zu sein. — Zur Vermehrung dieses Gefühls trug die fernere Behandlung schon beim ersten Empfang vieles bei. Ein halbes „Kacheli" voll Milch und ein paar geschwellte Erdäpfel war mein Nachtessen. Dann führte mich der Knecht im Dunkeln ohne Licht in ein luftiges Dachkämmerchen, wo ich bei ihm in Einem Bett schlafen mußte. Das Nachtlager war so schlecht, wie es an manchen Orten vielleicht kein Hund schlechter hat, und so schmal, daß wir beide kaum Platz darin hatten. Der Knecht, ein roher Bengel, drückte mich hart ans Bord und ließ mir gar nichts von der ohnedieß sehr schmalen, ärmlichen Decke, so daß ich fast erfrieren mußte, zumal da es eben in der rauhen Jahreszeit war. So ungern ich sonst bis jetzt früh aufgestanden, so willkommen war es mir, dießmal das Lager früh verlassen zu können. Ich mußte mit dem Knechte gleich allerlei Haus- und Stallgeschäfte verrichten Dann ging es ans Frühstück. Dieß bestand aus — einem Gläschen Branntwein und einigen Kartoffeln! Hierauf wieder an allerlei Arbeit, die zum Theil meine Kräfte überstiegen. Wenn ich sie nicht gehörig verrichten konnte, so gab es von Seite des rohen Knechtes und des noch roheren Meisters die gräßlichsten Flüche und Schimpfwörter, ja nicht selten die derbsten Ohrfeigen und Rippenstöße. — Des Mittags wurde eine Suppe aufgestellt, die aus nichts anderm, als gesalzenem Wasser zu bestehen schien, worin man etwa einen schmutzigen Mehlsack abgesotten haben mochte. Ein dünngeschnittenes Stücklein magerer Käs und ein paar kalte Erdäpfel waren die Zugaben. Nachmittags wieder strenge Arbeit und harte Behandlung. Des Abends abermals wenig und schlechte Nahrung. So war es Tag für Tag, selten zur Abwechslung einmal besser.

Nur hinsichtlich der Behandlung besserte es ein wenig, als der rohe Knecht aus dem Dienst trat und für ihn ein anderer, jüngerer, aber auch leichtsinnigerer und verdorbener, angestellt wurde. — Ich verschweige, wozu er mich zuweilen verführte; doch zu meinem Glück, verließ auch er bald wieder Benzen's Haus. — Inzwischen trat ein besonderer Umstand ein, der auf meine Lage und mein Geschick nicht wenig einwirkte. Ich ward, wie aus dem Gesagten hervorgeht, in jeder Beziehung verwahrlost und also auch nicht zur Reinlichkeit angehalten. Es verstrichen Tage und Wochen, daß ich weder Hände noch Gesicht wusch und eben so wenig war von öfterem Wechsel der Wasche die Rede. Dadurch zog ich mir die Krätze zu. In der Schule, die ich, beiläufig gesagt, dann und wann besuchen durfte, wollte Niemand mehr neben mir sitzen. Ich war da ohnedieß verachtet und vielfach zurückgesetzt. — Ja, zuletzt wurde sie mir, bis zu meiner Wiederherstellung, gänzlich verboten, was Niemand lieber sah, als mein Meister und seine Frau. — Der neue Knecht wollte auch nicht ferner bei mir schlafen. Da wurde mir ein kaltes, mit wenigen Lumpen versehenes Lager auf dem Estrich angewiesen. Ich erbat mir die Erlaubniß, auf dem Stroh im Stall schlafen zu dürfen. Sie wurde mir endlich gewährt und ich hatte wenigstens den Vortheil, nicht mehr frieren zu müssen. Da legte ich mich in meinen Kleidern alle Abende wie das liebe Vieh auf das Stroh hin. Tag noch Nacht kamen Hemd und Strümpfe nicht von meinem Leibe. Dadurch verschlimmerte sich meine Krankheit. Ich nahm sichtbar ab und wurde täglich schwächer. Dennoch muthete man mir unter Androhung und Anwendung der rohesten Mißhandlung die anstrengendsten Arbeiten zu. — Ich hatte zwar früher schon meinem Vogt mein Elend öfter geklagt, aber stets vergebens; immer hieß es: du mußt dich gedulden; wenn man arm ist, muß man sich in Alles schicken; doch dießmal war meine Klage nicht vergebens; er sah endlich mein Elend und machte Anstalten, mich davon zu befreien. Er nahm mich zu sich ins Haus und ließ mir eine ziemlich erträgliche Pflege zu Theil werden, so daß ich mich bald wieder erholte und meiner garstigen Krankheit los wurde. Er that es aber nicht vergebens; denn, wie ich später erfuhr, setzte er dafür eine Rechnung auf, vor der es der Vormundschaftsbehörde graute. Er hatte schon längst ein Aug gehabt auf das von meinem Vater hinterlassene, ihm sehr wohl gelegene kleine Heimwesen. Er drang nun darauf, dasselbe zur Deckung der vorhandenen Kosten versteigern zu lassen. Es kam also auf die Gant und wurde um einen Spottpreis erstanden, zwar nicht gerade mittelbar von meinem Vogt; aber doch kam es später in dessen Hände. — Bei der Steigerung zechten die Gantherren auf mein Vermögeli wacker los und nach Abzug aller Kosten blieb mir — nichts. So macht man arme Leute. Ich war nun wirklich blutarm und fiel der Gemeinde zur Last. Sie verdingte mich neuerdings, begreiflich wieder so wohlfeil als möglich. Dießmal kam ich zu einem Bauern, bei dem ich, wenigstens physisch, besser versorgt war als beim Benz, desto schlimmer aber in moralischer Hinsicht. Das ganze Hauswesen stund da auf lockern Füßen: keine Einigkeit unter den Ehleuten, — der Mann ein Trunkenbold, die Frau ein böses, stolzes, zänkisches Weib, nichts als Streit und Zank, Fluchen und Schwören, keine Ordnung und keine Aufsicht. Die Dienstboten konnten schalten und walten wie sie wollten. Sie führten ein lockeres Leben und rissen mich damit hinein. Wirklich ward da der Grund zu meiner spätern Liederlichkeit und Ausgelassenheit gelegt. — Daß eine solche Wirthschaft auf die Dauer nicht bestehen kann, ist klar, und in der That mußte mein neuer Meister bald den Geldstag anrufen. — Ich kam darauf zu einem andern Meister, bei dem ich ebenfalls Allerlei erlebte, das leider nicht den heilsamsten Einfluß auf mich ausübte. So wechselte ich, bis ich erwachsen war, noch mehrmals und hatte es später bald gut, bald schlecht. Aber auch bei guten Meistern fühlte ich mich nie behaglich; es bemächtigte sich da meiner eine unwiderstehliche Arbeitsscheu und ein unbändiger Hang zu Lustbarkeiten und Zerstreuungen aller Art. Man sollte zwar denken, das Arbeiten wäre mir durch frühzeitige Angewöhnung zum Bedürfniß und gleichsam zur andern Natur geworden. Dem war aber nicht also; denn gerade die Art und Weise, wie man mich stets zur Arbeit anhielt oder

vielmehr zwang, erzeugte in mir nach und nach einen wahren Eckel vor der Arbeit. Ich betrachtete sie als eine peinigende Last, als ein Unglück für den Menschen und dagegen das „süße Nichtsthun" und ein bloßes Sinnenleben für die höchste Stufe der Glückseligkeit. „O wie gut haben es die Reichen, die nicht arbeiten müssen!" dachte und sagte ich oft. Zu dieser verkehrten Anschauung und zu diesen falschen Begriffen gelangte ich vollends, wenn ich, wie oben angedeutet, zu Meistern kam, bei denen ich dem Müssiggang und der Liederlichkeit ungehindert fröhnen konnte. Zudem kam dann noch das hinreißende Beispiel einer verführerischen Kameradschaft und zum Unglück der Mangel an einer guten geistigen, moralischen und religiösen Ausbildung. Wohl konnte ich Kirchen und Schulen besuchen, aber nicht ohne häufige Unterbrechung, besonders wenn ich bei Meistern war, die mich nur als Lastthier betrachteten und aus Eigennutz so häufig der Schule entzogen. Meine Lehrer glaubten zwar gute Anlagen in mir zu finden, aber bei meinem nachläßigen Schulbesuch konnten sie doch nicht viel aus mir machen. Zudem waren sie, selbst noch auf einer niedrigen Stufe stehend, kaum dazu fähig, das Geistige im Menschen eigentlich zu entwickeln und zu vervollkommnen; ihre mechanische Unterrichtsweise war vielmehr geeignet, es noch zu erschlaffen und zu unterdrücken. Sie und die Schulbehörde begingen an mir und allen meinen armen Mitschülern die große Sünde, uns unserer Armuth wegen hintanzusetzen, zu vernachläßigen und wohl gar zu verachten. Da mußten wir immer an den untersten und dunkelsten Plätzen sitzen. Die Lehrer gaben sich mit uns stets am wenigsten ab, außer etwa bei Straffällen; da mußten wir öfterer und strenger herhalten, als die Kinder reicher, angesehener Eltern, selbst wenn sie sich weit größere Vergehungen zu Schulden kommen ließen. Bei Prüfungen wurden gewiß auch diese wieder hervorgezogen. Handelte es sich um Austheilung von Prämien, so erhielt einmal des Präsidenten Bub vor einem armen Schüler, selbst wenn ihm dieser an Fleiß und Leistungen weit voraus war, den Vorzug. —

Der Religionsunterricht, den ich erhielt, war auch nicht geeignet, mich zu erheben und zu veredeln. Bestand er ja doch hauptsächlich nur im folternden Auswendiglernen des mir unverständlich gewesenen Heidelberger Katechismus und im Anhören eben so unverständlicher Erklärungen. Ich gestehe, nie hatte ich mehr Langeweile, als beim Religionsunterricht, der wahrlich so wenig, den jugendlichen Geist Fesselndes und Anregendes enthielt.

Noch viel weniger führte mich das tägliche Leben und Beispiel meiner Umgebung zu irgend einer religiösen Erhebung. Wohl befand ich mich einmal in einer Familie, wo es an fleißigem Beten und Bibellesen, an Augenverdrehen u. dgl. nicht fehlte, aber bald merkte ich, daß diese Frömmigkeit und Religiosität nur auf Angewöhnung und Schein beruhe; wenigstens nahm ich keine Früchte einer ächten Heiligung war; diese frommen Leute zeigten sich im Leben gerade so schlimm, ja im Verborgenen noch schlimmer, als manche gottlose.

Doch genug aus meiner Jugendgeschichte. Meine frühesten Schicksale und der Gang meiner Erziehung konnten wohl nichts anders als erdrückend und verderblich auf mein ganzes Wesen einwirken. Ich ward mit Einem Wort ein liederlicher, ausgelassener, arbeitsscheuer Flegel, ein wahrer Taugenichts, und hätte nicht die Vorsehung gnädig über mich gewacht, so wäre ich vielleicht schon längst am Galgen oder auf der Galeere; aber sie findet für Menschen, die sie nicht zu Grunde gehen lassen will, stets die besten Rettungsmittel. Da ersetzt sie den Mangel einer guten Erziehung nicht selten durch die noch weit wirksamere Schule des Lebens und Schicksals. Eine solche Schule ist, Dank dem Himmel, auch mir zu Theil geworden.

Ich war noch nicht zwanzig Jahre alt, als mich ein Meister, der meine Liederlichkeit kannte, es aber mit mir wohl meinte, nur unter der Bedingung in den Dienst nahm, daß er mir von meinem Jahrlohn nur einen kleinen Theil, nur so viel, als zur Bestreitung meiner dringendsten Bedürfnisse gerade unumgänglich nothwendig war, successive verabfolgte und den übrigen Theil an Zinsen legte. Dadurch ward mir ein ordentliches Kapitälchen auf eine fast unmerkliche Weise aufgespart und es bot sich mir bald eine Gelegenheit dar, es anzuwenden.

Es fand damals eine große Auswanderung nach Brasilien Statt, an welcher besonders viele Freiburger und Berner Theil nahmen. Auch in mir reifte plötzlich der Entschluß, das Glück in der neuen Welt zu suchen. Schon längst hatte ich von dem Paradies geträumt, welches, nach meiner Vorstellung, in Amerika sich finden sollte. Schon in der Schule hatte ich es mehr oder weniger kennen gelernt. Da schwatzte uns der Schulmeister in der sogenannten Geographie weniger von unserm Vaterlande, als von fremden Welttheilen, ein Weites und Breites vor. Da lehrte er uns, daß Brasilien eines der gesegnetesten Länder der Erde sei, die meisten und größten Diamanten und Gold im Überfluß habe, so wie, daß der Boden dort fast ohne alles Zuthun der Menschen, die köstlichsten Produkte wie von selbst hervorbringe ꝛc.

Dahin, dacht' ich, willst du zieh'n,
Da soll dir dein Glück erblüh'n.

Und der Gedanke ward zur That. Ich zog also nach Südamerika. Auf meiner Reise dahin erlebte ich gar Vielerlei und Allerlei, doch wenig, das nicht fast jede Seereise im Gefolge hat. Ich übergehe es und bemerke nur, daß ich zwar wohlbehalten, aber im buchstäblichen Sinn des Wortes, mit völlig leeren Händen in der neuen Welt anlangte. Mein kleiner Geldvorrath hatte nicht einmal ausgereicht, die Reisekosten zu decken. Ich mußte einen Theil derselben durch Arbeiten auf dem Schiff abverdienen. — Ich war nun im Lande meiner süßesten Träume und Hoffnungen; aber wie wenig fand ich sie verwirklicht! Das kann man sich vorstellen, wenn man nun weiß, daß ich, alles Geldes und aller Mittel entblößt, ohne Freunde und Bekannte, der Sprachen und aller Verhältnisse unkundig, auf einmal in der großen, mir in jeder Beziehung wildfremden Hauptstadt Brasiliens, in Rio Janeiro, war. Ich merkte gleich, daß man da ohne Mittel oder Arbeiten so wenig sich durchbringen kann als anderswo, daß auch da einem keine gebratene Tauben in den Mund fliegen und daß man weder Gold noch Edelsteine auf den Straßen findet. Was sollte ich nun anfangen? Betteln oder Stehlen? Jenes wäre hier, wo zum Theil der Überfluß die Herzen verhärtet und die Seelen eines ohnedem unempfindlichen Volks noch unempfindlicher macht, nicht ergiebig gewesen, und dieses hätte mich bald an den Schatten oder auf die Galeere gebracht. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als mich durch meiner Hände Arbeit durchzuschwingen. Vogel friß oder stirb! hieß es. Doch lange sah ich mich vergeblich nach Arbeit um; es wollte mich Niemand verstehen, oder auch mir Niemand trauen. Endlich fand ich als — Lastträger Beschäftigung und Unterhalt. Es kam mir sauer genug vor, in dem mir ungewohnten heißen Klima die schweren Ballen und Kisten auf dem Rücken von oder zu den Schiffen zu tragen. Das kostete manchen Seufzer und manchen Schweißtropfen. Ich sah mich nach etwas Besserem um, doch lange vergebens. Ein Landsmann aus dem Kt. Aargau verschaffte mir endlich einen Platz in einer Tabaksfabrik. Da ward mir zwar ein großer Lohn, aber auch eine Arbeit und Behandlung zu Theil, die mir auf die Dauer unerträglich zu sein schien. Wirklich ward ich krank; es schwollen mir namentlich die Beine stark an. Ich mußte also aus dem Dienst treten. Zu gutem Glück hatte ich mir ein ordentliches Sümmchen schon erspart; denn die Nothwendigkeit des Arbeitens und Sparens hatte ich jetzt, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben, einsehen gelernt. Ich ward bald wieder hergestellt und jener Landsmann, der nicht weit von Rio Janeiro eine kleine Plantage besaß, nahm mich als Knecht zu sich. Dem diente ich lange treu und fleißig. Unterdessen machte ich die Bekanntschaft eines andern Landsmannes, eines jungen Freiburgers, der ungefähr in gleichen Schuhen stand, wie ich. Wir wurden Freunde und machten allerlei Pläne miteinander. Wir entschlossen uns, unsere Kräfte zu vereinigen und gemeinschaftlich ein Stück Land anzukaufen, das damals um einen Spottpreis zu haben war. Unser Entschluß ward ausgeführt. Wir bebauten den angekauften Boden und führten mit eigener Hand die nothdürftigste Behausung auf. Unser Fleiß ward belohnt. Wir konnten die Erzeugnisse, welche uns der mütterliche Schooß der Erde fast ohne unser Zuthun mit der größten Freigebigkeit spendete, mit großem Vortheil in der

Hauptstadt absetzen und bald waren wir im Stand, ein paar Sklaven anzukaufen. Unser Anfangs kleines Besitzthum erweiterte sich nach und nach zu einer ziemlich bedeutenden, einträglichen Plantage. — Allein auf einmal säete der Böse Unkraut, den Saamen der Zwietracht, in unsern Glücksgarten. Ich und mein Associe geriethen aus allerlei Veranlassungen und zusammenwirkenden Ursachen nach und nach miteinander in Zerwürfniß. Ich merkte bald, daß es so nicht länger gut gehen könne; denn Friede ernährt — Unfriede verzehrt. „Lieber!" sagte ich einst zu ihm, wie weiland Abraham zu Loth, „Lieber! laß nicht Zank sein zwischen mir und dir. Trenne dich von mir! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." — Er fand meine Vorstellung begründet und wollte sie zu seinem Vortheil benutzen. „Ganz recht!" antwortete er, „wir wollen uns trennen; aber wie machen? Die Plantage können wir nicht theilen, nicht zerstückeln. Es muß also Einer den Andern auslösen." Dieß leuchtete mir wohl ein; allein so ungern ich auf das Besitzthum verzichtete, so besaß ich doch einerseits nicht genug Mittel, meinen Associe auszulösen und andererseits merkte ich gar wohl, daß dieser nicht minder ein Aug auf die Plantage hatte. Ich stellte daher ihm die Auslösung anheim. Er machte mir aber ein so geringes Angebot, daß ich darauf durchaus nicht eingehen konnte. „Nun, so behalt du die Plantage und lös mich um die gebotene Summe aus!" sprach er, wohl wissend, daß ich diese nicht zu erstellen im Stande war. — Doch bald gerieth ich auf ein Auskunftsmittel. Ich begab mich zu meinem oben berührten Landsmann aus dem Aargau, zu meinem ehmaligen Meister, und schildert ihm meine ganze Angelegenheit und Verlegenheit klar und wahr. Er stellte sich gleich bereit, mir nicht nur zu rathen, sondern auch zu helfen; denn er hatte mich während meines frühern Aufenthaltes bei ihm lieb gewonnen und von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt. Ich war — ohne Selbstruhm sei es gesagt — in der That auch ein ganz anderer Mensch, als einst im Berner Oberland. Ein Beweis, daß auch der gesunkenste Mensch sich wieder aufzurichten vermag, wenn ihn die Noth dazu zwingt oder wenn er ernstlich will, und für jeden gibt es zuweilen einen günstigen Augenblick, wo er sich erheben kann, wenn er ihn zu erfassen und zu benutzen weiß. —

Mein biederer Landsmann rieth mir nun, die Plantage zu behalten und meinen Associe auszukaufen. Das mir noch fehlende Geld könne und wolle er mir schon vorstrecken. Wie glücklich machte mich der gute Mann für die Gegenwart und Zukunft! — Mit erleichtertem Herzen ging ich nach Hause; doch verbarg ich da sorgfältig meine Freude und meinen Plan. Mein Associe drang indessen auf einen Entscheid. Ich war etwas zurückhaltend, bis der schon lange abgewartete Zufall einige gültige Zeugen in unsere Nähe brachte. In deren Gegenwart hob ich den Faden unserer Unterhandlungen wieder auf. Mein Kontrahent beharrte auf seinem geringen Angebot oder stellte mir neuerdings frei, ihn um die festgestellte Summe auszulösen. „Topp, es sei! Ich schlage ein!" rief ich zu seiner Überraschung plötzlich aus. Sein Gesicht entfärbte sich, doch bald erholte er sich bei dem tröstlichen Gedanken, daß ich die erforderliche Baarschaft nicht aufzubringen im Stande sein werde. Genug, der Handel war rechtsgültig geschlossen und schon am folgenden Tage zahlte ich meinen Associe zu seinem Erstaunen mit klingender Münze aus.

Jetzt war ich Alleinherr auf „Konkordia," wie wir die Plantage nannten, und wie wir sie später Diskonkordia hätten nennen können. Es ist aber nicht gut, daß ein Mann allein sei. So sprach schon Gott zu Adam im Paradies. Auch ich empfand die Wahrheit dieses Ausspruches und fühlte das Bedürfniß nach einer Gehülfin und Lebensgefährtin. Meine Wahl wäre kurz gewesen, wenn sie bloß von meinem Willen abgehangen wäre. Schon während meines Aufenthaltes bei jenem Landsmann als Knecht hatte ich „Liesele," dessen Tochter, lieb gewonnen und ich glaubte Beweise zu haben, daß auch ich ihr nicht ganz gleichgültig war. — Auf Liesele richtete ich jetzt mehr als je mein Augenmerk und mein Herz hatte gewählt. Aber durfte ich hoffen, dieses Ziel meiner Wünsche zu erreichen? War mir die im Stillen Erkorene wirklich hold?

Durfte ich auch nur entfernt daran denken, ihr und ihres Vaters Jawort zu erhalten? Diese Fragen warf ich unter ängstlichen Zweifeln hundertmal auf. Doch faßte ich Muth, ihre Lösung herbei zu führen. Ich näherte mich der lieben Maid öfterer und dreisterer als je und ward zu meiner größten Freude und Hoffnung bald von ihrer aufrichtigen Zuneigung überzeugt. Es kam nun unter uns zu gegenseitigen, unumwundenen, ernsten Erklärungen. Unsere innere Vereinigung war vollbracht, unser Bund geschlossen. Es bedurfte zu dessen Befestigung und Unauflösbarkeit nur noch des Vaters Einwilligung und Zustimmung. Wir erhielten sie unschwer. Vor Allem machte er mir jedoch zur Hauptbedingung, seine Tochter stets gut zu behandeln. Ich mußte es ihm aufs feierlichste versprechen, und ich glaube nicht, daß ich mein Gelübde je gebrochen. Der Tochter band er es nicht minder aufs Gewissen, sich einer guten Behandlung würdig zu machen, was sie auch stets treulich gethan hat. „Den ehlichen Frieden," sprach er, „müßt ihr vor allen Dingen zu erhalten suchen. Er ist die Grundbedingung euers innern und äußern Glücks. Um ihn nie zu stören, müßt ihr beständig auf eurer Hut sein, euch selbst überwinden, eure Schwächen kennen und sie gegenseitig berücksichtigen. Du," sprach er zu mir, „hast ein etwas barsches, rohes Wesen. Laß aber deine Rohheit deine Gattin nie empfinden; denn wehe dem Manne, der sein Weib, das ihm untergebene schwächere Wesen, roh behandelt! Und du, meine Tochter, halte ihm seine anerzogene Rohheit zu gut, wenn sie sich zuweilen äußert. Du, Lisele, bist von einer empfindsamen, reizbaren Natur. Möge dein Gatte derselben stets Rechnung tragen! Möget ihr überhaupt eure gegenseitigen Schwächen einander verzeihen! O ums Himmelswillen nur kein Ehstreit! Der Hauskrieg ist der verderblichste von allen. Durch Liebe, Friede und Eintracht können sich Eheleute gleichsam den Himmel auf Erden bereiten, durch Haß, Unfriede und Zwietracht aber auch die — Hölle!" — So sprach er uns zu, und, wie ich glaube, nicht fruchtlos.

Ich war jetzt der glücklichste Mensch auf Erden. Liesele war mein; ich führte sie als Braut auf mein Eigen, das ich von nun an „Neu-Konkordia" nannte und das Gott Lob bis dahin zu keinem Diskordia mehr geworden ist. — Den Hochzeitstag wollte ich unter andern durch einen Akt der Großmuth feiern. Ich schenkte nämlich einem meiner Sklaven, den ich dafür am würdigsten hielt, die Freiheit. Er nahm sie nicht an, sondern bat mich, ihn ferner in meinem Dienst zu behalten. Ich entsprach seinem Wunsche, betrachtete und behandelte ihn aber von nun an nicht sowohl als Sklave, sondern vielmehr als Freund. Das hatte ich nicht zu bereuen, wie bald die Folge zeigte.

Nicht lange nach meiner Verheirathung starb mein guter Schwiegervater und ich kam in den Besitz eines bescheidenen Erbtheils. Dadurch, und noch mehr durch den guten Fortgang meines Geschäfts, erweiterte sich meine Plantage von Jahr zu Jahr, so daß ich bereits 52 Sklaven halten konnte. — Diese verursachten mir allerdings nicht geringe Sorgen. Ich muß jedoch bemerken, daß zum vortheilhaften Gedeihen der Plantagen in Amerika das Sklavenhalten fast unumgänglich nöthig, ja beinahe ein nothwendiges Übel ist, wenigstens so lange, als die Bevölkerung nicht zunimmt und sich nicht kräftigt. Mit den eingewanderten Europäern oder auch mit den Nachkömmlingen solcher Einwanderer ist auf den Plantagen nichts auszurichten. Man muß schlechterdings solche Menschen haben, die dem Einfluß des heißen Klimas nicht so leicht unterliegen und, selbst noch halb Thier, sich wie ein Thier behandeln lassen, auch wie ein Thier arbeiten und hiezu die nöthigen Kräfte besitzen. Die Anwendung der größten Härte und strengsten Behandlung ist bei ihnen wirklich traurige Nothwendigkeit. Der Neger muß in beständiger Furcht und Zucht erhalten werden. Ohne Peitsche richtet man bei ihm wenig aus. Die Strenge geht freilich bei manchen Pflanzern in unmenschliche Grausamkeit über; doch hinsichtlich der Ernährung werden die Sklaven in der Regel besser behandelt, als man gemeiniglich glaubt, aber freilich meistens nicht so wohl aus Humanität, als vielmehr aus Eigennutz; denn je besser sie genährt werden, desto eher und desto länger bleiben sie natürlich bei Gesundheit und

Kräften. Auch ich mußte gegen meine Sklaven mit der größten Strenge verfahren, was meinem Herzen, das schon vermöge meiner erhaltenen Erziehung keineswegs unter die weichen gehört, zumal im Anfange, oft wehe that. Ich würde schwerlich je ein guter Sklavenbändiger geworden sein, wenn mein Gemüth nicht frühzeitig abgestumpft und abgehärtet worden wäre. Es gelang mir in der That, mich bei meinen Leuten in Respekt zu versetzen und ihnen Fleiß und Gehorsam im höchsten Grade einzuflößen. Bald genügte es, mich bei der geringsten Widerspenstigkeit mit meiner knotigen Peitsche nur von Ferne erblicken zu lassen. Doch einmal wäre ich leicht das Opfer meiner Kühnheit und Strenge geworden. Drei frisch angekaufte Neger hatten sich gegen einen meiner Aufseher eine starke Widersetzlichkeit erlaubt. Ich wollte sie eigenhändig züchtigen; aber schon nach den ersten Hieben fielen sie wüthend über mich her und sicher würde ich ihrer Übermacht unterlegen sein, wenn nicht Xintekal, jener Sklave, dem ich bei meiner Hochzeit die Freiheit geschenkt, noch im rechten Augenblick dazu gekommen wäre und mich mit einer fast übermenschlichen Anstrengung aus ihren nervigen Händen befreit hätte. Es gelang uns, nachdem noch andere Hülfe herbeigeeilt war, sie zu fesseln. Dann ließ ich denjenigen, der zuerst die Hand gegen mich erhoben, an einen Baum aufknüpfen und die zwei andern peitschte ich selbst bis aufs Blut. Dieses statuirte Beispiel wirkte abschreckend auf alle übrigen Sklaven und so oft ein neuer eintrat, ward ihm daran gezeigt, was er beim geringsten Ungehorsam zu gewärtigen habe. — Von der Zeit an gab es keine derartigen Auftritte mehr auf meiner Plantage. Mein Leben gestaltete sich überhaupt immer ruhiger und freundlicher, um so mehr, da mich der Himmel auch mit gesunden, hoffnungsvollen Kindern bescheerte und meine Gattin mich durch ihre ehliche Liebe und Treue stets beglückte. — Dennoch war das Maß meiner Wünsche nicht voll. Es erwachte in mir plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach meiner ursprünglichen Heimath. Da zeigte es sich, vielleicht zum erstenmal, in meiner Brust, daß ich ein — Schweizer sei. Mein Entschluß, mit Weib und Kind in mein Vaterland zurückzukehren, ward reif, nachdem ihn meine Gattin gebilligt und ein gleiches Heimweh geäußert hatte. Ich führte ihn um so eher und rascher aus, als jetzt eben der Zeitpunkt da war, wo unter Don Pedro's Herrschaft der Ausbruch eines allgemeinen Krieges in Brasilien bevorstand. Meine Plantage übergab ich einer sichern Verwaltung. Dann reiste ich mit meiner Familie ab. Auf dem Meer erlitten wir einen schmerzlichen Verlust, der besonders das sonst heitere Gemüth meiner Gattin vielleicht auf Lebenslang stark trübte und ihr eine üble Vorbedeutung zu sein schien. Es ward uns nämlich ein liebes, hoffnungsvolles Kind durch den Tod entrissen. Sonst langten wir wohlbehalten in unserm Vaterlande an. Ich ließ mich auf kurze Zeit zu Herznach im Frickthal nieder und sah mich inzwischen nach einem geeigneten Landgut um. Endlich kaufte ich diesen Hof, wo ich mich seit bald zwei Jahren befinde, aber, ich gestehe es, nicht ganz wohl und zufrieden. Es fehlt mir zwar nicht an äußern Glücksgütern, dagegen an einer Grundbedingung, von welcher der Genuß derselben abhängt: an fester Gesundheit. Das Gleiche ist bei allen meinen Familiengliedern der Fall. Wir haben während unsers kurzen hiesigen Daseins schon mehr Krankheiten erleiden und für Arzeneien mehr ausgeben müssen, als während unsers ganzen langen Aufenthalts in Amerika. Die uns ungewohnte Kälte ist uns besonders empfindlich und nachtheilig. Auch sonst behagt uns die hiesige Lebensweise nicht. Kurz, wir sehnen uns sämmtlich wieder in das Land zurück, wo wir uns aklimatisirt und eingelebt haben. Wir werden uns also je bälder, je lieber, wieder dahin begeben." —

* * *

So viel erzählte uns Herr Brügger aus seinem Leben und von seinen Schicksalen. Bald darauf verkaufte er den Binsenhof mit bedeutendem Verlurst und kehrte mit seiner Familie wieder zu seiner Plantage in Brasilien zurück, wo er, so viel wir wissen, glücklich angelangt ist und sich fortan wohl befindet.